



Abend:

Zeitung.

49.

Freitag, am 26. Februar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Kontraste und Metamorphosen.

(Fortsetzung.)

Vom Theater aus empfing die Stimme der Häuslichkeit vorzüglich durch Iffland und Koberue einen mächtigen Sukkurs. Unter solchen Umständen würde man's der Kanzel sehr verargt haben, hätte sie sich nicht ebenfalls mit den ehrenwerthen Farben der Häuslichkeit vorzugsweise dekoriren wollen. Die steinernen Wölbungen der Gotteshäuser hallten daher so gut von ihrem Ruhme wieder, wie die leinwandenen Mauern der Schaubühnen. Für das ächteste Symbol der Häuslichkeit aber wurde der „Strickstrumpf“ geachtet, der auch bald als Certifikat derselben, von der Eigenthümerin außer dem Hause, wie daheim, ganz unzertrennlich war. Und nicht bloß als ein steriles Zeichen, sondern vielmehr als allenthalben Fruchttragendes. Mit dem Angenehmen auch das Nützliche zu verbinden, handhabten die Frauen auch den Strickstrumpf in allen Gesellschaften, bei allen Zusammenkünften, in allen Konzerten und Schaubuden. Ja, der Nützlichkeitsdrang ging einige Zeit in Dresden so weit, daß (vielleicht einzig mit Ausnahme der Damen höchsten Ranges,) im Theater die Weiblichkeit nicht nur, wie überall, den Strickstrumpf bei sich hatte, sondern selbst während der Aufführung des Stückes fortwährend daran arbeitete. Man schien sogar in die Erzwingung der möglichsten Größe der Production viel zu setzen. Nicht selten sah man beim Fallen des Vorhanges nach dem letzten Akte ein paar Nachbarinnen einander gegenseitig zeigen, durch welches herkulische Arbeitspensum ihre Schläfe

wohl ein paar entbehrliche Lorbeerblätter aus dem Küchenvorrathe, zum Ehrenschnucke verdient hätten. Ungalante Ehemänner und Hagestolzen wollten damals freilich behaupten, eben bei diesem Dienste zweier Herrschaften, der Kunst und des Nutzens, verbunden mit übergroßer Hast wären der Strickenden oft so viele Maschen verloren gegangen, daß sie zu Hause die ganze Arbeit wieder habe aufziehen müssen.

Eben das durch die heftige Anstrengung beim Stricken von den Zuschauerinnen verursachte Rabelgeräusch im Theater hatte etwas gar Peinvolles und Unheimliches. Daß das Geschlecht der Grazien von einem solchen dem Anstande und dem Kunstsinne gleich wenig zur Ehre gereichenden Uebermaße der Nützlichkeitsucht in Kurzem zurückkommen werde, ließ sich daher voraussehen. Uebrigens haben wir der damaligen Strickwuth einen mit vieler Laune gewürzten Dialog in Versen von Theodor Hell: „Der Strickstrumpf und die Tabakspfeife,“ zu verdanken. Mann und Frau rücken einander darin wechselseitig die Beeinträchtigung vor, die ihrem freundlichen Zusammenleben, dem Manne durch den Strickstrumpf, der Frau durch die Tabakspfeife, wiederfährt. Zuletzt erfolgt ein Friedensschluß, unter dem Gelübde, künftig im Stricken, wie im Rauchen, Maasß und Ziel besser zu beobachten, als zeither.

Die literarische Häuslichkeit war schon ziemlich an Entkräftung dahingeschieden, als die hauptsächlich durch Tieck's reizvolle Phantasiegemälde, im höchsten Glanze vorgeführte deutsche Romantik, (welche sich übrigens

alle Verwechslung mit der in Frankreich nachher Mode gewordenen höflichkeit verbittet,) die Augen der wahrhaft Gebildeten auf sich zu ziehen anfing.

Während inzwischen die praktische Häuslichkeit, der unnatürlichen Ostentation entsagend, sich immer mehr wieder zu der ihr angeborenen bescheidenen Stille bequemte, führte, neben der Romantik, die literarische, noch ein gar hinfalliges Küchenleben eine Zeit lang fort, bis sie sich endlich aus dem Geräusch der Welt in die dumpfe Todtenstille der buchhändlerischen Niederlagen völlig zurückzog.

Seit ihrem Ableben versuchte sich allmählig die deutsche Literatur nach beinahe allen vorgekommenen Richtungen hin, zum Theil mit entschiedenem Glück. Die deutsche Romantik gewann zugleich immer mehr Terrain. Eine abgesagte Feindin der Empfinderei, behauptete sie in der Folge immer sichtbarer den günstigsten Einfluß sogar auf die Ansichten ihrer entschiedenen Gegner. Während des ziemlich langen Zeitraums seit ihrem Hervortreten, bis zur Erscheinung des so köstlichen „Münchhausen“ unseres, leider, nur zu früh geschiedenen Immermann, erhielten wir fast in allen Literaturzweigen dankenswerthe Gaben.

Merkwürdig ist, daß, wie in Goethe der Ursprung der deutschen Empfinderei gesucht wird, so auch ohne Zweifel derselben Quelle die monströsen deutschen Ritterromane entsprungen sind, ja, daß wir Deutsche der nämlichen Quelle unsere romantische Dichtung zu verdanken haben. Werther war ein grandioses Bild menschlicher Leidenschaft, aufgefaßt in der ganzen Fülle ihrer zermalmenden Kraft. Der Meistergriff eben, welchen Goethe damit in die Tiefe der menschlichen Seele gethan, übte eine Zaubermacht über jeden Leser des Buches aus. Gleiche Gewalt äußerte seine, mit wenigen Linien Alles erschöpfende, Darstellung deutscher Ritterschaft in dem dramatischen Gemälde „Götz v. Berlichingen“ auf die Gemüther. Aber die aus beiden Werken mächtig hervorgehenden Naturlaute und Naturgebeuden verfälschten und verzerrten sich immer mehr unter der Hand karrikirender Nachahmung, bis zuletzt die empfindsamen, wie die Ritterromane, gar nichts mehr, als die leidige Unnatur darboten.

Und daß in Goethe's „Götz und Faust“ wie in mancher anderen seiner Kunstproductionen, die Elemente der deutschen Romantik, zum Theil schon vollendet, vorlagen, wer möchte das wohl verkennen? Daß auch sie fortwirken mußten, das verkündete schon ihr lebenvolles, magisch ergreifendes, höheres Wesen. Es hätte ihnen aber eben so schlimm ergehen können, bei der weiteren Fortbil-

dung durch Andere, wie den herrlichen Keimen im Werther und Götz, wenn sie nicht in bessere Hände gerathen wären.

8.

Land- und Stadtleben.

Wenn der Dresdener Spaziergänger vor Zeiten im Sommer das damals das schwarze genannte, nunmehrige Bauhner Thor und dessen verfallene Schanzen und Festungswerke im Rücken hatte, so rief ihm die breite, lange, nach dem Linke'schen Bade führende Straße ein freundliches: Willkommen auf dem Lande! entgegen. Zu beiden Seiten einer durch den ungepflasterten Weg laufenden Allee lagen viel unansehnliche, großentheils nette, doch meist nur aus einem Erdgeschos bestehende Häuserchen, mit denen hier und da einzelne dazwischen hervorgeschossene Bäume in recht gutem Vernehmen standen. Ein paar wohlerhaltene, hauptsächlich mit Baumschulen versehene Gärten ausgenommen, zeugte die Mehrzahl der letzteren nicht eben von vielem Eifer im Fortschreiten der Gartenkunst. Die Besitzer waren großentheils damit zufrieden, daß der Salat, die gelbe Rübe und dergleichen sich im dortigen Sandboden recht wohl befanden. Den Tag über irgend ein Gewerbe in der Stadt betreibend, beschäftigten sich die Meisten nach der Heimkehr am Abende, mit der Pflege ihrer kleinen Anpflanzungen. Nachher saßen sie gewöhnlich auf den Bänken vor ihren Wohnungen beisammen. Die städtische Schicklichkeit war auch in ihrem Aeußeren den ländlichen Freiheiten gewichen. Mochten Städter und Städterinnen noch so fein und zierlich angethan, vorüberstolzieren, die Leute vor den Hausthüren, umsprungen von ihrer kleinen, lustigen Descendenz, erfreuten sich, unbekümmert um die Ansprüche mancher vorübergehender Stadtgesichter, einer Selbstständigkeit, die ein Theil von ihnen durch Dienstleistungen in der Stadt, vielleicht den ganzen langen Tag hatte erkaufen müssen. Von Kleidungsstücken hatten die ländlichen Kolonisten im schroffsten Gegensatz mit den Spaziergängern aus der Stadt alles zu Entrathende von sich gethan. Die Meisten waren durch ihr geringes Einkommen auf möglichste Sparsamkeit hingewiesen und das Hängen an der Wand sagte der Dauer eines Rockes besser zu, als wenn sein Eigenthümer ihn länger als nöthig auf dem Leibe trug. Auch nahm Keiner aus der Kolonie so leicht es dem nackten Ellenbogen übel, wenn er, bisweilen allerdings etwas zu feck, aus einem, mehr oder weniger reinlichen Hemdärmel hervorblickte. Es machte sogar den anspruchlosen kleinen Fenstern der Häuser keine Schande, daß vor ihnen

manchmal gewisse, dem Männergeschlechte ganz unentbehrliche, Kleidungsstücke, welche eben gewaschen, noch zum Trocknen aushingen, deren Namen die drollige Prüderie der modernen Schicklichkeit kaum noch auszusprechen sich getraut. Zu besonderer Freude gereichten zuweilen der Versammlung vor der Thüre die rauhen Klänge, welche etwa eine robuste Jungfrau von Orleans, eigenen Zuwachses, nach vollbrachter Gartenarbeit, einem uralten Erbstücke von Hackebret zu entlocken wußte.

An allen diesen Abnormitäten nahm der städtische Lustwandler um so weniger Anstoß, weil er, daran schon seit Jahren gewöhnt, sich dadurch überdies, auf kurze Zeit in den Genuß der Privilegien des Landlebens hineiphantasirte.

Diese damaligen Eigenthümlichkeiten der Bauhner Straße wurden noch interessanter durch ein Völkchen, das jeden Sommer dort einzuwandern und seine Wohnung aufzuschlagen pflegte. Es war die Joseph Seconda'sche Schauspieltruppe. Die Brüder Franz und Joseph Seconda befanden sich nämlich im Besitze des Rechts, die damals von einer dreizehn Meilen langen löcher- und verzweiflungsvollen Straße auseinandergehaltenen, beiden, jetzt durch die Eisenbahn vereinten Städte, Dresden und Leipzig, mit ihrem theatralischen Bedarf beinahe ausschließlich versorgen zu dürfen. Während die im vornehmeren Trauer-, Lust- und Thränenspiele sich mit hinreichender Gravität bewegende Gesellschaft Franz Seconda's im Winter auf der Hofbühne zu Dresden glänzte, suchte Joseph Seconda das Leipziger Publikum zunächst mit Wiener Operetten und mehr auf Scherz, als Ernst überhaupt gerichteten, dramatischen Säckelchen zu erquicken. Im Sommer flatterten sodann seine Künstler und Künstlerinnen regelmäßig nach Dresden und pflegten dem hiesigen Publikum auf dem Theater beim Linke'schen Bade zur Abwechslung recht willkommen zu seyn, wogegen die Leipziger über ihren Verlust durch die bei ihnen einziehende, vornehmere Schauspielergesellschaft sich eben so, mehr als hinlänglich, getröstet fühlten. Die besseren Quartiere des dem Schauspielhause beim Linke'schen Bade nahegelegenen Theiles der Bauhner Straße wurden in jener Zeit alle Sommer von den Familien und einzelnen Mitgliedern der Joseph Seconda'schen Truppe in Beschlag genommen. Sie bildeten ein recht eigenthümliches Wesen in dieser Gegend. Weil die Fenster der Kleinen und niedrigen Schauspielerswohnungen, der heißen Jahreszeit wegen, gewöhnlich offen standen, so wurde ihr Lebensfaden dort gleichsam auf freier Straße für die vorüberkommenden Zuschauer und Zuhörer oft

unterhaltend genug, abgesponnen. Die romantische Dichtung machte sich zum Theil auf recht pikante Weise mitten in der Wirklichkeit geltend, die man in mehr als Einer Bedeutung, zuweilen eine nackte nennen konnte. Lust und Trauer liefen wie Schwestern Hand in Hand mit einander. In dem einen Hause waltete Sarastro mit seinem Bass, in dem andern probirte die Donaunixe ihren Diskant. Fruchtlos jedoch wendete der alte, weise Herr Alles an, die naseweise Wasserprinzessin auszustechen, wenn ihre Figur und ihr Wesen Anklang fanden bei einem geschmackvollen Publikum.

(Beschluß folgt.)

Feuilleton.

Von Wladimir.

Zwei neue Zeitschriften sind angekündigt: „Der Vorläufer,“ eine Zeitschrift zur Beförderung größerer Mündigkeit im häuslichen und öffentlichen Leben, herausgegeben von Ch. Fr. Stöckner, im Verlage der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen — und „Narzhalla,“ Karnevalszeitung für die Saison 1841, herausgegeben von Dr. F. Wiest, bei Joh. Wirth in Mainz. Letztere Zeitschrift erscheint wöchentlich während des Karnevals.

In Leipzig sind zwei Nachdrücke mit Beschlag belegt. Der eine ist eine Ausgabe von Schiller's sämtlichen Werken bei Ignaz Klang in Wien; der andere, der erste Band der „Familienbibliothek der deutschen Klassiker,“ enthaltend, Lessing's „Nathan der Weise,“ im Verlage des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen. — Letzteres beabsichtigt hiermit eine Anthologie von 100 Bänden zu eröffnen.

Zweifelbige Charade.

Die Erste bezeichnet im zweiten Fall
Das loseste Kind auf dem Erdenball,
Das Lassen und Thoren oft Gunst gewährt,
Indeß es dem Weisen den Rücken kehrt;
Ein seltsamer Schütze ist die Zweite:
Stets schießt er empor, nie in die Weite,
Und wenn er dann flugs auch niemals trifft,
So tödtet er doch gar oft durch Gift.
Hab' Einer auch weder Geschick noch Geist:
Sobald er mit Recht das Ganze heißt,
Kann ohne Verdienst er Alles auf Erden —
Ja — selbst ohne Muth — Feldmarschall werden.
Dr. Gustav Schneiderreit.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe aus Paris.

(Fortsetzung.)

Nie werde ich den Abend des Sommers 1839 vergessen an dem mich mein „eleganter“ Freund Weill, mit dem ich Arm in Arm über den Boulevard des Italiens schlenderte, dem uns begegnenden Verfasser der „Reisebilder“ vorstellte. Er gab mich als einen Naturdichter und ich gestehe, mich überlief ein leiser Schauer von der äußersten Haarspitze bis zur letzten Linie der Zehen, denn ich kenne in dem ganzen dickleibigen Wörterbuche der deutschen Sprache kein unsinnigeres Wort als dieß: „Naturdichter,“ als ob man auch ohne Natur und ohne durch die Natur allein alles geworden zu seyn, nur der Schatten des Schattens eines Dichters seyn könne. Und ein solches Wort in Gegenwart des schneidendsten Sarkasmus, des schonungslosesten Witzes ausgesprochen! Indessen, nach einigen gleichgültigen herkömmlichen Wechselreden legte H. Heine die Hand auf's Herz und seufzte tief, recht tief auf. Ich, mit meinen unseligen, dummen Illusionen, dachte, die große rothe Sonne, die er, der Dichter ist, ja im Grunde das Selbst, das einzige Modell aller seiner Gestaltungen laut dem „Buch der Lieder“ als Herz in der Brust trägt, hätte ihm ein Loch in die Haut und in den Rock gebrannt. Schon wollte ich: „Au feu!“ rufen, als Weill fragte:

„Was haben Sie, Herr Doktor?“

„Zu viel gegessen,“ antwortete er mit einem abermaligen überfatten Seufzer, indem er den Rock aufknöpfte; „ich komme aus dem Palaisroyal.“

Ich zupfte meinen Freund am Arm. Wir empfahlen uns und in mir kicherte ein höhnischer Dämon, die Verse verunstaltend, die mich einst so entzückt hatten. Er deklamirte:

„Groß ist das Meer,
Groß ist der Himmel,
Doch größer ist mein Magen.“

Seit jenem Abende, zwei Jahre fast, sah ich Heine sehr oft, aber ich redete ihn nie an und würde es nie thun, bliebe ich bis an mein seliges Ende in Paris. Er soll, obwohl von Herzen gutmüthig, äußerst schroff gegen unbekante Deutsche seyn, mit einigem Grunde, wie ich gern glauben will, denn Der und Jener hat ihm sein freundliches Nähertreten mit schmutzigen, heimtückischen Zeitungsartikeln gelohnt. Ich aber bleibe in meiner Armuth gerade dem Reichen gegenüber am stolzeften und unabhängigsten. Ich will lieber stumm und von ferne eine Größe bewundern, als mich, klettengleich, an sie hängen, damit meine Feder die Wahrheit schreiben kann, wenn ihr gerade die Lust dazu kommt. So z. B. will ich hier bemerken, daß Heine, trotz aller Schriften Menzel's und Anderer, in seinem ganzen Leben nichts weniger als Demokrat war. Er nahm die Maske des Demokratismus vor, um sich rasch ein Publikum zu erjagen, um pikant dazustehen und, mit Hülfe seines originellen Talentes, erreichte er seinen Zweck vollkommen, vollkommener vielleicht, als es ihm heutzutage lieb seyn mag. In jenem vielbesprochenen Buche über Börne — das höchstwahrscheinlich ohne die vielen Feinde Heine's spurlos vorübergegangen wäre — ist die Maske bereits bedeutend zerrissen und verschoben. Die Zeit hat sie zermürbt und für den Träger lästig gemacht. Ich zweifle nicht, sie wird über kurz oder lang ganz sinken. Die beiden Aufsätze in der „Eleganten“ über das Heine'sche Buch haben uns hier auf das Höchste interessirt. Philipp Kaufmann muß ein noch sehr junger Mann, aber ein stolzer markiger Charakter seyn. Ein edler Zorn wogte und

glühte in seinen Zeilen, wie siedendes Blut. Hätte er sie auch nicht unterzeichnet, ich würde ihn am Styl und Phrasenwurf erkannt haben, denn ohne Zweifel ist er das satyrische und scharf in die faulen Wunden der Zeit schneidende — f — unter den kleineren Notizen der „Eleganten.“ In dem „verruhten Harfenspieler,“ in den „Reise-Tagebuchsblättern“ verrieth sich unverkennbar die eisenschwere Hand Kühne's. Sie hatte dießmal wieder furchtbar sicher getroffen. Das Wort brachte eine ungeheure, fast unheimliche Wirkung auf mich hervor; es schwirrte und summt mir Wochenlang in den Ohren. — Die Briefe an Lewald im vierten Theile des „Salons“ erscheinen jetzt, bis auf die letzten, wirklich neugeschriebenen, bereits zum dritten Male. Zuerst wurden sie, wirklich und in jeder Beziehung der deutschen Sprache angehörend, an den Herausgeber der Europa gerichtet. Dann erschienen sie, von Specht, wenn ich nicht irre, übersetzt, in den ersten Monatsheften der „Revue du XIX. Siècle, 1838“ unter dem Titel: „Lettres confidentielles, écrites pendant le printemps de l'année passée et adressées à Mr. August Lewald, Directeur de la Revue dramatique à Stuttgart,“ und nun müssen sie unter einem variirten Titel und um einige Blätter gewachsen, abermals als Salonfiguren paradiren!!!

George Sand's neuester Roman: „Le Compagnon du tour de France,“ dessen ich bereits in einem meiner früheren Briefe erwähnt, ist seit lange vergessen und verschollen. Ich zweifle fast, daß die Verfasserin den versprochenen Schluß an das Licht der undankbaren Welt treten lassen wird. Mir gefiel der Stoff recht wohl, den sie behandelt oder vielmehr, den sie behandeln wollte, denn das Fremdartige in ihm stand ihr wild und starr wie Felsmassen gegenüber — sie konnte ihres Stoffes nicht Meister werden. Daher gab sie dießmal, sie, die Künstlerin mit dem glühenden Pinsel, statt der Charaktere, welche sie zeichnen wollte, höchstens schwache Schattenrisse. — Die Sand ist Republikanerin und eine aufrichtige, dessen ungeachtet aber kennt sie das Volk nicht. Der Titel ihres neuen Werkes ließ einen jener „Romans d'exception“ vermuthen, welche dann und wann aus dem geschäftigen Dunkel der Druckereien hervortreten, um durch die Urfrische, durch das Eigenthümliche ihres Sujets in wenigen Tagen hunderttausende von Lesern zu finden und, was mehr ist, zu befriedigen. Die ewigen Schilderungen der eleganten, langweiligen, lügnerischen Kreise, welche wir, in einer Art gutmüthiger Ironie „die Welt“ nennen, ermüden Auge und Geist. Sie führen immer wieder auf die Fragen zurück: Ist die Gesellschaft, die Gesellschaft in weitester Bedeutung des Wortes, denn so arm an Minen und Quellen, um den Dichter zu zwingen, immer und immer denselben Schacht, dieselbe Strömung auszubeuten? Liefert sie ihm nicht in allen ihren Regionen Gold, Marmor und Erz, seine flüchtigen Kinder, die Ideen, rasch in feste Gestaltungen zu verkörpern? So etwas fühlte und sagte sich die Sand. Nun wollte sie das Volk zeichnen, das Volk mit dem allmählig aufdämmernden Bewußtseyn seines Sklavenseyns, das Volk mit dem schneidenden Wehe und den leisen Hoffnungen auf Befreiung und Erhebung. Sie erkannte, sie, das Genie mit dem Seherblick — das Genie allein ist Prophet in unserer Zeit — sie erkannte, daß im Herzen dieser dunkeln Massen, — die bisher nur so wenige beredte Organe vor dem Tribunale der Menschheit gefunden, deren Sprache bis auf die jüngste Zeit nur ein drohendes Murren war, — der Keim der Zukunft verborgen liegt.

(Fortsetzung folgt.)